

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Aufstieg.

Trotz der Tage Notgespinnst
Und der Nächte dunklem Bogen,
Welch du Volk, daß du gewinnst, . . .
Jeder Tag mit Sturmeswogen,
Jede Nacht, die du verfinnst,
Ist von Leuchten überflogen.

Dröhnend fällt dein Hammerschlag
Auf der Zelten Amboss nieder,
Und was scheu und dunkel lag,
Strahlt von deinem Willen wider.
Und bald jauchzet dir dein Tag
Stoßen Glückes Sonnenleder.

Bruno Schönank.

Die Klöppeldeckchen.

Von C. Kirsten.

„Sie müssen schon noch etwas warten,“ sagte der Hausdiener und schob der blassen, kleinen Frau einen Stuhl hin, „der Herr Generaldirektor ist augenblicklich verhindert.“

Sie kannte das behagliche Wartezimmer schon von früheren Besuchen her. Hier hatte sie manches Mal lange geduldig gesessen und das Tapetenmuster wieder und wieder mit den Augen nachgezichnet, wenn sich die Minuten zu Viertelstunden, und die Viertelstunden zu Stunden dehnten. Ob es wohl heute etwas schneller gehen würde?

Behutsam wickelte sie das mitgebrachte Päckchen aus dem weißen Seidenpapier und prüfte noch einmal kritisch die Spinnwebfäden Spitzendeckchen. Man hätte es den müden, zerarbeiteten Händen gar nicht zugetraut, daß sie solche hauchzarten Gebilde hervorzaubern könnten, jedes einzelne ein kleines Kunstwerk — und eine Mark für so ein Eisdeckchen war doch auch wirklich nicht zu viel. Sie rechnete nach — das machte also zwölf Mark für das Duzend, da behielt sie, wenn die Miete bezahlt war, noch einen kleinen Uberschuß, aber zum Stiefelbesohlen für den Kellerten würde es wohl doch nicht reichen. — Sie seufzte — und dabei mußte man froh sein, daß man dieses Absatzgebiet überhaupt hatte.

Nachdenklich sah sie auf das zarte, zierlich verchlungene Muster herab — es war eine mühevollen Arbeit gewesen. Der feine Faden hatte oft tief in die wunden Finger eingeschnitten, die Augen hatten so weh getan, denn das Gaslicht war teuer und mußte gespart werden — aber noch mehr schmerzten die Gedanken, die bei der Arbeit durcheinander schwirrten wie die Klöppelhölzchen, irgendwo nach einem Zipfelchen Hoffnung zu haften versuchten, um dann wieder frostlos müde zu dem einen Punkte zurückzukehren, den sie mit peinlicher Monotonie umkreisten — bis die Klöppel den kraftlosen Fingern entfielen, und sie auf der Tischplatte einschlieft. —

Da war es nun wieder, das heiße, würgende Angstgefühl — wie sollte sie mit den Kindern weiter durchkommen, die alle noch nichts verdienten, bis auf die Aelteste, und die wurde jetzt zum Ersten abgebaut. — Da war die Hinterbliebenenunterstützung — sie lächelte trübe — ja, wenn der Vater noch wäre! — Eine Aufwartestelle konnte sie nicht annehmen, dazu war sie zu fränklich und schwächlich, — aber da hatte sie nun wieder ihr Klöppelstiffen hervorgeholt, das sie einst in ihrer Mädchenzeit aus ihrer schlesischen Heimat mitgebracht hatte. Feine Spizzen, Deckchen und Kragen wurden ja ab und an verlangt, wenn man nur ein wenig mehr dafür bekäme. — Aber mehr durfte sie nicht fordern, sonst verlor sie wohl gar die Kundschaft.

Die Tür wurde geöffnet: „Der Herr Generaldirektor läßt bitten.“ Sie raffte eilig ihre Sachen zusammen und trat etwas ängstlich in das elegante Privatkontor des Direktors.

Er nickte ihr jovial vom Schreibtisch aus zu: „Sehen Sie sich, liebe Frau — ich bin gleich soweit. Packen Sie man immer aus.“ Sie legte die Deckchen vor ihn hin und wartete. Endlich sah er

von seiner Zeitung auf. „Na ja, ist ja wieder ganz nett. Was macht die Geschichte?“

Sie mußte erst einen kleinen Anlauf nehmen, ehe sie antworten konnte, aber dann sagte sie tapfer: „Zwölf Mark, Herr Direktor — wie die im vergangenen Monat.“

„So, so, — also noch kein Preisabbau, wie?“

Sie wurde rot und verlegen. „Das Garn — ist auch nicht billiger geworden,“ wandte sie schüchtern ein.

„Na ja, schon gut, war ja auch nicht böse gemeint — dachte nur, wo überall jetzt Ausverkauf ist —“, er lächelte herablassend, — solche Leute verstanden auch gar keinen Spaß, verdarben einem nur die gute Laune, wenn man sich mal herbeilegte, so als Mensch zu Mensch mal einen kleinen Scherz zu riskieren — spielten immer gleich die getränkte Unschuld — früher in der guten, alten Zeit, da war das anders gewesen, da konnte man schärfer zupacken — eben belümmert jetzt!

Das Telephon klingelte.

Der Herr Generaldirektor legte die Zigarre weg. „Ah, guten Tag, mein Lieber! — Das paßt ja famos, habe den ganzen Tag versucht, Sie anzurufen. Wollen wir nicht noch mal gemütlich zusammen frühstücken, ehe ich abreise? — — — Ja, übermorgen geht's los — Wohin? — Aber, Teuerster, Borkum, natürlich nach Borkum, wohin soll man denn sonst als anständiger Mensch gehen! Lauter gleichgültige Seelen — sozusagen ganz en famille — riesig angenehm so was. — — — Wie, was? wo wollen Sie hin? — — nach Rom?! ja, Menschenkind, was wollen Sie denn ausgerechnet in Rom? Sie sind doch ein sonderbarer Heiliger! — Italien ist ja aktuell und tischlich, — aber Rom — nee, hören Sie mal — schließlich tut es doch Monte Carlo und was da so in der Drehe herumliegt, auch! — Sie haben es übrigens vernünftiger gemacht, mir hat man noch im Frühjahr die 500 Mark Ausreisegebühr abgetropft — na kommt man über den Hund, kommt man über den Schwanz. — Also alles andere heute abend — wieder bei Hiller, wie gewöhnlich, schön — Wiedersehen!“

So, meine liebe Frau, und nun zu Ihnen. Also Sie kriegen zwölf Mark. Können Sie rausgeben?“

Er hielt ihr einen Zwanzigmarkschein hin. Nein, so viel besah sie nicht.

„Na, ich werde mal sehen, ob der Hausdiener noch da ist, sonst müßten Sie schlimmstenfalls noch mal wiederkommen.“

Sie antwortete nicht und dachte nur voll Unruhe an den weiten Heimweg und an die viele Arbeit, die zu Hause auf sie wartete. Während der Inflationszeit hatte sie auch einmal nach ein paar Tagen wiederkommen müssen, da war das Geld inzwischen so entwertet gewesen, daß sie für ihre mühsame Arbeit gerade noch so viel bekam, daß sie ein Brot kaufen konnte. Die enttäuschten Augen der Kinder damals — das hatte sie nie vergessen.

Erleichtert atmete sie auf, als der Hausdiener erschien, und zum Wechseln geschickt wurde.

Während sich der Herr Generaldirektor wieder in seine Zeitung vertiefte, sah sie sich nach kurzem Kampf ein Herz und fragte zögernd, ob der Herr Direktor wohl wieder einen neuen Auftrag für sie hätte.

Er sah über seine Zeitung weg. „Liebe Frau, nun lassen Sie uns mal erst von der Reise zurück sein — dann wollen wir weiter sehen. Sowa sind schließlich kleine Luxusfächerchen, die man nicht unbedingt braucht. Wenn ich mal wieder ein paar Märker übrig habe, wollen wir mal wieder davon reden.“

Sie wollte so gerne noch von ihrer Tochter erzählen, die nun jeden Tag mit immer hoffnungsloserem Gesicht von der Stellensuche heimkam, vielleicht könnte sie der Herr Direktor in seinem Betrieb unterbringen — aber nun wagte sie es nicht recht. Es war ihr so traurig ums Herz. Sie sagte nur tonlos:

„Meine Luise ist nun auch abgebaut worden — —“

„Na, ja, es sind schlechte Zeiten,“ kam es hinter der Zeitung hervor, „unserer spielt es auch am eigenen Leibe — sehr schlechte Zeiten.“ — —

Der Hausdiener brachte das Geld. Da ging doch ein schwaches Lächeln über das vergämte Gesicht. Zwölf Mark — kostbare, mühsam verdiente zwölf Mark! —

Wie eine Frau ihren Mann in der Unterwelt suchte.

Ein falmüdisches Märchen, erzählt von Dr. H. Kunze.

Vor vielen Jahren herrschte in einem großen indischen Reiche, Osthoakwardhana, ein Chan, der mit Beinamen „der Erleuchtete“ hieß. Als dieser Chan gestorben war, kam dessen Sohn zur Regierung, ein schöner junger Mann, dem alle Macht und aller Glanz zu Gebote standen. Dieser hatte die Tochter eines Chans der Süd-Gegegend zur Frau genommen, doch liebte er sie nicht. Etwa eine Meile von seiner Hauptstadt entfernt lebte ein Mann, der eine reizende Tochter besaß, welche der junge Chan liebte und ständig zu besuchen pflegte. Doch ward der junge Chan eines Tages schwer krank und mußte sterben; hiervon jedoch hatte seine Geliebte nichts gehört.

Eines Nachts, als der Mond hell schien, klopfte es an die Tür des Mädchens. Als sie öffnete, stand der junge Chan vor ihr, und sie ließ ihn in das Haus. Nachdem er Reisbranntwein und Kuchen, das sie ihm vorsetzte, zu sich genommen hatte, sprach er: „Komm mit mir heraus, Gemahlin,“ und als sie ihm folgte, rief er wieder: „Komm weiter mit mir.“ So führte er sie denn mit sich fort, bis sie bei der Königsburg angekommen waren. Da hörten sie im Innern der Burg den lauten Schall von Becken und Pauken. Da fragte das Mädchen den Chan: „Was hat das zu bedeuten?“ Er antwortete: „Sie veranstalten mein Totenopfer.“ „Wie? Sie veranstalten dein Totenopfer?“ „Ja, denn ich bin nicht mehr am Leben. Du aber wirst einen Sohn gebären, und sollst dich zu diesem Zweck in den Stall des Elefanten begeben. Im Palast find meine Mutter und meine Gemahlin im Streite wegen eines Edelsteins, der verlorengegangen ist. Dieser Edelstein ist unter einem Opfertisch gefallen, dort wirst du ihn finden und sollst ihn meiner Gemahlin geben. Schicke diese zu ihren Verwandten zurück und ergräbe zusammen mit meiner Mutter die Regierung, bis dein Sohn erwachsen sein wird.“ Mit diesen Worten verschwand der Chan; das Mädchen aber fiel vor Schrecken und Betrübnis in Ohnmacht.

Als sie sich wieder erholt hatte, begab sie sich in den Elefantestall und gebar in jener Nacht einen Sohn. Als am anderen Morgen die Elefantenwärter herbeikamen, sprachen sie: „Es ist nicht in Ordnung, daß im Elefantestall Kinder zur Welt kommen. Das könnte der Elefanten schaden.“ Die Frau aber sprach zu einem von ihnen: „Geh hin und bitte die Mutter des Chans, hierher zu kommen. Ein Wunder ist geschehen.“ Dies tat jener Mann, berichtete der Mutter des Chans, und diese kam herbei, brachte die Frau und deren Sohn in den Palast und nahm sich ihrer an. Als dann die junge Frau nach dem Edelstein, der verlorengegangen war, fand, gab die Mutter des Chans ihm der eigentlichen Frau des Chans und ließ sie zu ihrer Verwandten zurückkehren, worauf die Mutter des Chans zusammen mit der anderen Frau die Regierung übernahm.

Am 15. Tage in jedem Monat kam der Chan zu seiner Gemahlin und pflegte am Morgen zu verschwinden. Als sie dies seiner Mutter erzählte, sagte diese: „Das ist nicht wahr, ich müßte denn ein Zeichen sehen. Wenn es aber doch wahr sein sollte, so möchte ich ihn wohl sehen.“

Als am 15. in der Nacht der Chan erschienen war, sprach die Frau zu ihm: „Es ist schön, daß wir uns am 15. jedes Monats sehen, doch betrübt es mich, daß wir nicht für immer miteinander vereint sein können.“ Da entgegnete der Chan: „Wenn du den Mut hättest, ein Wagnis zu unternehmen, so würden wir vielleicht immer zusammenbleiben können, doch fürchte ich, daß es zu schwer für eine Frau sein dürfte.“ Hierauf sprach die Frau: „Ich würde schon ein Wagnis unternehmen, wenn ich dich nur immer bei mir haben dürfte, selbst wenn ich manches ausstehen müßte.“ „Gut,“ entgegnete der Chan, „wenn du am nächsten 15. in der Nacht, wenn Vollmond ist, eine Meile in südlicher Richtung gehst, so wirst du dort einen alten Mann aus Eisen finden, der geschmolzenes Metall trinkt und dann ruft: „Ach, was habe ich für einen Durst!“ Diesem gib Reisbranntwein. Etwas weiter von dort befinden sich zwei Widder, die aufeinander losstoßen; diesen gib Hefekuchen. Wenn du weitergehst, wirst du eine Schar gepanzerter und bewaffneter Männer antreffen; denen gib Fleisch und Kuchen. Schließlich wirst du an ein riesiges schwarzes Haus kommen, vor dessen Tor zwei Diener des höllischen Erbes stehen. Deren jedem gib ein Blutopfer. In der Mitte jenes Gebäudes befindet sich ein Zauberkreis, der von acht furchtbaren Zaubern gebildet wird und dessen Rand von neun Herzen umgeben ist. Die acht alten Herzen werden sagen: „Nimm mich, nimm mich!“ Das neunte, neue Herz aber wird sagen: „Nimm mich nicht!“ Du aber ergriffe ohne Furcht jenes neunte Herz und mache dich, ohne umzublicker, eilends auf den Weg. So wird es möglich sein, daß wir fürs Leben miteinander vereint bleiben.“ So sprach er und verschwand, die Frau aber prägte sich seine Worte ins Herz.

Am 15. in der Nacht, als der Mond sein Licht verbreitete, schritt sie, von niemandem bemerkt, der Südgegend zu, gab allen jenen Wesen, die ihr begegneten, was ihnen gebührte und gelangte so in das Innere des Palastes des Chan. Als sie das neunte Herz, welches „nimm mich nicht!“ gerufen, an sich genommen hatte und damit schleunigst die Flucht ergriff, da jagten die acht Zaubrer hinter ihr her und riefen den beiden Törhütern zu: „Man hat ein Herz gestohlen. Haltet sie fest!“ Doch die beiden sagten: „Sie hat uns ein Opfer von Blut gegeben,“ und hielten sie nicht fest. Als sie dann der Schar von Bewaffneten zuriefen, sie festzuhalten, erwiderten sie: „Diese hat uns Fleisch und Kuchen gegeben,“ und

hielten sie nicht fest. Und als sie hierauf den beiden Widdern zuriefen, sie festzuhalten, sprachen diese: „Sie hat uns Hefekuchen gegeben, und hielten sie nicht fest. Als sie endlich dem eisernen Alten zuriefen: „Halte das Weib fest, die ein Herz entwendet hat!“ sprach dieser: „Sie hat mir Branntwein gegeben,“ und hielt sie nicht fest. Die Frau aber lief furchtlos weiter und erreichte ihren Palast. Kaum trat sie in die Tür, da erschien ihr Gemahl, der Chan, in prächtigem Schmuck und umarmte sie. Von nun an blieb der Chan immerfort bei seiner Gemahlin.

Die Hygiene des Obstessens.

Das Obst übt in diätetischer Hinsicht einen höchst segensreichen Einfluß auf den Körper aus und zwar weniger direkten Nahrungsstoffe wegen, von denen nur der Zucker eine Rolle spielt, als vielmehr wegen seiner Säuren und Salze. Es ist dabei ziemlich gleichgültig, ob das Obst in roher oder gekochter Form genossen wird, in der Marmelade ist eine Verwertung des Obstes für die abtarnen Monate des Jahres durchgeführt. Bei gewissen Krankheiten verlangen die Ärzte ein Ueberwiegen pflanzlicher Nahrungsstoffe, so bei Gicht, Rheumatismus und nervöser Ueberreizung. Bei Darmträgheit sind reichlichere Obstmengen geboten, ohne daß man von einer eigentlichen Obstkur sprechen soll.

Der wesentliche Bestandteil des Obstes ist der Zucker. Er schwankt zwischen 5 und 20 Proz., inselgedessen kommt dem Obst eine nicht ganz unbedeutende Nährwirkung zu. Eine größere Rolle aber spielt das Obst als Genussmittel. Die im Obst enthaltenen organischen Säuren — Apfel-, Zitronen-, Weisäure — bedingen die kühlende und durstlöschende Wirkung der Früchte und deren Säfte. Die Ausnutzung des Obstes im Körper ist eine sehr gute; die Verdaulichkeit ist je nach der Obstart verschieden. Wegen des hohen Säuregehaltes ist das Steinobst im allgemeinen weniger bekömmlich als das Kernobst, und von letzterem werden Äpfel und Birnen besonders gut vertragen; gekochtes Obst ist leichter verdaulich als rohes. Bei sehr empfindlichem Magen ist im allgemeinen der Genuss rohen Obstes zu meiden; hier ist die Darreichung von Obstmus, Obstgelee und Fruchtstäben am Plage. Auf dem Säure-, Zucker- und Zellulosegehalt des Obstes beruht seine abführende Wirkung.

Dem Kindesalter ist der Obstgenuss nicht nur förderlich, sondern geradezu unentbehrlich. Keine Mutter kann ihrem Kinde aus die Dauer das Obst entziehen, ohne eine Schädigung seiner Gesundheit zu riskieren. Obst ist dem Kinde sogar unentbehrlicher als Fleisch. Ob bei der Auswahl des Obstes diese oder jene Frucht den Vorzug vor der anderen verdient, spielt keine Rolle. Die Batterien auf dem Obst sind, was die Entstehung von Krankheiten anlangt, nicht von Bedeutung. Fälle, wo durch Obst eine Krankheit übertragen worden wäre, sind ebenso verschwindend selten oder unbekannt, wie beim Genuss von Brot, Brötchen und ähnlichem. Hygienische Gründe liegen demnach für das Schälen und Waschen des in der Stadt käuflichen Obstes nicht vor. Etwas anderes ist es mit den aus gewissen Reinlichkeitsgründen entspringenden Motiven. Wenn jemand Obst, das durch soundsoviel Hände gegangen ist, nicht ungeschält und ungewaschen genießen will, so läßt sich das aus ästhetischen Gründen begreifen. Auch die Behauptung ist nicht richtig, daß die Schalen des Obstes dem Kinde schaden könnten. Dr. Meter läßt die Kinder das Obst ruhig, mit einem Luche vorher abgerieben, ungeschält essen; Wenn die Schale eine Wirkung ausübt, so ist das eine nützliche, indem die Verdauung dadurch günstig beeinflusst wird. Man muß den Kindern eine solche Kost geben, deren Bewältigung eine gewisse Kraft erfordert, die Verdauungskräfte stärkt und abhärtet. Dazu gehört auch das Obst; wenn man dabei den Kindern das Obst mit der Schale oder der Fruchthaut essen läßt, so trainiert man Magen und Darm des kindlichen Organismus schon frühzeitig zu einer späteren Widerstandsfähigkeit. Was die Birnen anlangt, so übt der Genuss frischer wie getrockneter Birnen eine stopfende Wirkung aus. Daneben besitzt aber die Birne noch eine andere Wirkung: sie wirkt harntreibend; frische Birnen sind nach dieser Richtung wirksamer als getrocknete; eble, saftreiche, völlig ausgereifte besser als mehlig und trodene. Bier bis sechs große Birnen genügen, um die Wirkung herbeizuführen. Birnen in Zucker sind eins der billigsten Kompote. Am schmackhaftesten sind die kleinen Rettichbirnen, die mit einem Obstmesser geschält werden müssen, damit sie nicht schwarz und dadurch unansehnlich werden. Die Blüte wird sauber herausgeschnitten, der Stiel gekürzt und weggeschabt. Dann macht man eine Zuckerslösung von 600 Gramm Zucker auf ein Liter Wasser, läßt sie aufkochen und füllt sonkel über die Birnen in die Gläser, daß die Flüssigkeit bis zum Halsansatz reicht. Die Gläser werden je nach der Reife der Birnen 5 bis 80 Minuten bei 100 Grad, d. h. also in siedendem Wasser, im Dunst gekocht.

Die Aufbewahrung des Winterobstes erfolgt am besten in Obstkellern, die mit Stelagen und mit besonderer Lüftung versehen sind und im Winter frostfrei gehalten werden können. Vor Einbringung der Ernte sind sie peinlichst zu säubern und erforderlichen falls mit einem frischen Kalkanstrich zu versehen, sowie zur Beseitigung etwa vorhandener Pilze auszuschwefeln. Gelüftet darf nicht mehr werden, als zur Erhaltung einer frischen, reinen Kellerluft nötig ist. Die Temperatur im Obstkeller soll möglichst auf den Gefrierpunkt bis 2 Grad darüber hinaus reguliert werden; keineswegs darf sie höher sein, da sie sonst den Lagerungs- und Reifeprozess beschleunigen würde. Dagegen schadet es der Qualität der Früchte nichts, wenn bei strenger Kälte auch die Temperatur im Obstkeller vorübergehend 1 bis 2 Grad unter den Nullpunkt sinken sollte, da dann das Obst zwar erstarrt und gefriert, nicht aber schon erfriert. Sch.

Die Zukunft des Rundfunks.

Von Artur Fürst.

Wenn man noch vor einem Jahr in Deutschland jemandem erzählte, daß es möglich sei, Konzerte und Vorträge ohne verbindende Leitung frei durch den Äther zu übertragen, dann wurde man ausgelacht. Dann kam der Berliner Sender, und nach vierzehn Tagen schon war die drahtlose Telephonie etwas Selbstverständliches. Fortab hörte man nichts weiter als: „Die Sache ist doch recht unvollkommen!“, „Es gibt Grammophone, die besser klingen!“, „Die Programme gefallen mir nicht!“, „Ich kann nicht einmal London hören!“, „Diese schrecklichen Nebengeräusche!“

Mit erstaunlicher Geschwindigkeit ist man von einem Extrem ins andere gefallen. Was eben noch ein unglaubliches Wunder schien, ist jetzt schon ein gewöhnliches Werkzeug, von dem man verlangt, daß es unter allen Umständen die höchsten Anforderungen erfüllt. Vergessen ist das fast unglaublich Großartige, das in der Aufgabe der drahtlosen Lautübertragung an sich liegt. Der Apparatsbesitzer glaubt verlangen zu können, daß er für zwei Mark im Monat unbedingt an jedem Abend einen vollkommen störungsfreien Konzertempfang hat.

Wir haben den Rundfunk von heute mit seinen Schwächen, Fehlern und Unvollkommenheiten. Das ist für das erste Viertel des 20. Jahrhunderts ein Göttergeschenk. Mehr kann die Technik im Augenblick nicht leisten. Also jeder Denkende muß zugestehen, daß es des Wunders genug ist, was sie uns bereits heute gibt. Der Betrieb ist im Gang, es gilt nun, ihn zu verbessern. Die nächstliegenden praktischen Aufgaben seien gekennzeichnet.

Es ist kein Vergnügen, wenn mitten durch eine Arie ein endloser Basszug von Nebengeräuschen fährt. Das Säulen, Brausen und Prasseln im Apparat ist wohl geeignet, den Genuß erheblich zu beeinträchtigen. Ursache sind vermutlich elektromagnetische Vorgänge in der Atmosphäre, Veränderungen der Spannungszustände zwischen einzelnen Luftschichten, plötzlich ausbrechende Revolutionen im Luftozean, deren Art wir nur wenig kennen. Die Beseitigung der Nebengeräusche, das Abwehren der unharmonischen Töne von den Telephonen kann wohl als die wichtigste Aufgabe zur Verbesserung des Rundfunkempfanges angesehen werden.

Gerade die hohen, großen Antennen führen die Störungen am stärksten zu. Schon aus diesem Grund wäre es wünschenswert, daß mit kleinen und kleinsten Empfangsluftdrähten gearbeitet werden kann. Wenn man mit einer Zimmerantenne von linearer oder Rahmenform auszukommen vermag, sollen auch die zahlreichen Streitigkeiten mit dem Hauswirt über die Errichtung von Dachantennen fort, und es schwindet die Blüßgefahr, die freilich sehr stark überschätzt wird. Keineswegs alle der heute käuflichen Empfänger gestalten jedoch die Anwendung kurzer, niedrig liegender Luftdrähte, wenn man einen Empfang mit befriedigender Lautstärke haben will.

Recht große Beschwernis bereitet ferner die Notwendigkeit, Akkumulatoren und eine Anodenbatterie für die Versorgung von Audion und Verstärkerröhren bereitzuhalten. Es muß danach gestrebt werden, daß sowohl der Heizstrom wie der Anodenstrom unter entsprechender Spannungswandlung aus der normalen Lichtleitung entnommen werden können. Dabei ist die Bedingung zu stellen, daß die Maschinen im Kraftwerk und Schwankungen der Netzspannung keine störenden Geräusche hervorrufen.

Die Veranstaltung von Eigenkonzerten für den Rundfunk ist ein Nothbehelf. Man kann sich eines gewissen Bedauerns gegenüber den Künstlern nicht erwehren, die in einem toten, jede Musik absichtlich vernichtenden Raum musizieren müssen, ohne jede Berührung mit den Zuhörern, ohne die Möglichkeit, jemals durch den Tau des Beifalls angeregt zu werden. Die Rücksicht auf den wirtschaftlichen Nußeffekt der Einrichtung verschließt auch die Möglichkeit, die besten und darum teuersten Kräfte wirken zu lassen. Natürlicher und lebendiger ist die Wirkung der Uebertragung aus Konzertsälen oder Theatern. Die Aufnahmen von Darbietungen großer Orchester oder von Operaufführungen durch Rundfunksender ist jedoch heute noch ungenügend durchgebildet. Ein ganz neues Zeitalter wird heranbrechen, wenn solche Uebertragungen fehlerfrei und dauernd stattfinden können. In einer Stadt, wie z. B. Berlin, findet an jedem Abend mindestens ein halbes Duzend musikalischer Aufführungen statt, die zur Weiterleitung an die Rundfunkteilnehmer geeignet sind. Es ist erhebelnd, sich vorzustellen, daß man künftig in der Lage sein wird, durch Verstärkung des Abstimmkondensators nach Belieben z. B. die Philharmonie, die Staatsoper oder ein Cabarett zu hören. Die Einstellung auf die Wellenlänge ist heute noch nicht scharf genug, um einen so feinen Wechsel zu ermöglichen.

Ein besonderes Kapitel ist der Lautsprecher. Jeder Besitzer eines Empfangsapparats träumt davon, daß er wenigstens ein Zimmer seiner Wohnung mit den Klängen der Rundfunkdarbietung erfüllen kann. Die Zahl derer, die zuhören, soll nicht begrenzt sein, und man will sich frei im Raum bewegen können. Es gibt wohl auch keinen Teilnehmer am Rundfunk, der nicht schon einen Versuch mit dem Lautsprecher gemacht hätte. Wer aber musikalisch empfindet, kehrt doch wohl immer zum Kopfhörer zurück, der zwar an den Sitz fesselt, dafür aber nicht selten völlig reine Klänge hergibt. Es ist noch nicht gelungen, das Problem des lautsprechenden Telephons restlos zu lösen. Die schwere Masse der Schallplatte verursacht Verzerrungen und Veränderungen der Töne bis zum Schmarren und Krächzen. Es sind bereits viele Wege betreten worden, um den Widerstand der Materie zu brechen oder auszuschalten, aber ein durchgreifender Erfolg fehlt bis zum heutigen Tag.

Der Rundfunk ist vorläufig noch vollständig auf das Reich der Töne beschränkt. Diese Begrenzung wird nicht ewig dauern. Es kann ohne Phantasterei mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß in zehn Jahren neben dem elektrischen Fernsprecher auch das elektrische Fernsehen möglich sein wird. Bis jetzt hat noch kein Mensch über den körperlichen Sehbereich hinausgeblüht, aber jeden Tag kann ein Apparat fertig sein, der das Schauen in die Ferne möglich macht. Die Methode, durch die das unvergleichlich großartige Phänomen erreicht werden kann, ist erdacht. Es ist heute mehr eine Geld- als eine Konstruktionsfrage, wenn der Fernseher praktisch auftreten wird. Selbstverständlich wird auch diese neueste Zauberschöpfung der Technik zuerst unvollkommen sein.

Es ist kaum möglich, sich eine großartigere Leistung des Menschengeschlechts vorzustellen, als den störungsfreien, leicht auf verschiedene Sendestellen umstellbaren Rundfunkempfangsapparat mit Lautsprecher und Fernseher. Die Technik wird ihn hervorbringen. Es braucht also niemand um die Zukunft des Rundfunks bange zu sein.

Erinnerung.

Von Jens Lorenz.

Spät abends mit dem vollen Mondschein in der Tür kam noch ein Reisender zum Abendbrot. War wohl ein vornehmer Herr aus der Stadt, er trank keinen Schnaps und wollte nicht viel essen. Er müsse auf den Nachzug warten, sagte er. Aber er war gar nicht steif und ungemüthlich. Er unterließ sich mit der Wirtin, wußte sogar, wie sie hieß, und tat freundlich mit der Tochter, daß sie so recht von Herzen für ihn sprang und mit heißem Kopf alles herbeischleppte, was er nur zu sehen wünschte.

Spethmann war wohl eine Stunde durchs Dorf auf und abgelaufen, ehe er die einsame kleine Schenke betrat. Der Zufall hatte ihn durch den Ort geführt. Er hatte allerhand Erinnerungen von seiner Jugend darin aufbewahrt, hatte sie im Wandeln gemalt und lebendig werden lassen. Die aller schönste aber hatte er sich aufgespart.

Es brachte ihm viel Vergnügen, daß die Wirtin ihn nicht wieder erkannte. Mein Gott, es lagen ja auch fünf und zwanzig Jahre dazwischen, fünf und zwanzig Jahre in einer anderen Welt. Weib und Kind hatte er, sie hatte ja auch eine Siebzehnjährige, die ihr aus dem Gesicht geschnitten war. Wie sollte sie wohl an den Wanderer von einstmal denken, der damals in diesem Haus krank gelegen hatte, den sie viele Wochen gepflegt und so verschwenderisch lieb gehabt hatte.

Nur nicht schwermütig werden, dachte Spethmann und prüfte die Tochter. Die Mutter hatte ähnlich ausgesehen, damals in seiner ersten Lieblichkeit. Wie fessam es doch war, er sah am gleichen Tisch wie einst, er hörte die Stimme, die gleichen Worte, er hätte fast laut aufschrien mögen.

Er dachte in sich hinein, sah durch die Fenster die alte Ulme an der Straße. Die stand heute noch, es war genau solch heller Mondschein gewesen, als er Abschied nahm. Von da zum Dorfteich, — er lächelte in seinen Gedanken zur Wirtin hinüber, stockte plötzlich und sah statt ihrer wieder die Junge, die etwas verlegten Kopf zur Seite wandte und sein Lächeln erwiderte. Spethmann fühlte, wie seine Augenwinkel zuckten. Ei, dem Rader war's wohl ins Blut geschlagen? Wie sie sich drehte unter seinen Blicken, sich mal rank zum Bord hob, an der Locke zaute und mit hochrotem Kopf an allen Zapfen puzte. Der Wirt ging vorbei, grüßte. Nein, von dem hatte sie nicht so viel! Spethmann sah wieder in seine Erinnerung hinein, dachte des großen Schmerzes seiner jungen Burdenzeit, des Abschieds, von dem sie beide zu sterben vermeinten. Ach, das Leben war doch noch froh und so voller Lust gewesen.

Ob er sich nicht zu erkennen gab? Es war doch eigentlich töricht, daß er hier mit niemandem über damals sprechen konnte. Aber das war schließlich eine eigene Sache. Trink dein Glas, Spethmann, und genieße die Stunde, nachher fährt der Zug und führt dich zu Weib und Kind, ach zu all deinen Lieben heim.

Er seufzte etwas erleichtert. Nur die Wehlichkeit der Tochter bedrückte ihn noch. Er veruchte ein paar unbeholfene Scherzworte. Das Mädchen wurde wieder dunkelrot vor verhaltener Schelmeret, er wußte nicht, war's über ihn, oder über seine Worte. Aber ein blühlauberes Ding war's, Spethmann wandte sich, aber er mußte immer wieder ihren Mund ansehen, der genau solch Schalk war, wie der andere vor zwanzig Jahren. Eine Unruhe kam über ihn. Er sah nach der Uhr, zahlte und wollte gehen. Die Tochter war verschwunden, die Mutter half ihm in den Mantel. Er sah sie noch einmal prüfend an, aber sie erkannte ihn nicht. Mit einem Seufzer ging er aus der Tür.

Da eilte ein Schatten drüben unter der Ulme entlang. Mit einem Satz war er dabei. „Ach, Sie sind's, Herr!“ Das Mädchen tat furchtbar erschrocken, wollte weiter laufen. Aber Spethmann hielt sie bei der Hand und plötzlich kam die große Unvernunft über ihn, vergessene Jugend, Leidenschaft und namenlose lustige Verliebtheit. Er schlang sie im Arm, hatte sie auf einmal umgefäßt und küßte die Sträubende drei-, viermal, wie ein ungezogener Junge.

Dann setzte er über den Graben und ließ sie ein Verfolgtes den Fußweg zum Bahnhof hinunter, ein paar Scheltworte im Rücken, bis es wieder nachts still um ihn wurde. Er fing an verlegen zu lachen, fühlte eine Welle der Beschämung aufsteigen und strich sich über die Stirn. „Weib, verzeih mir die Sünde.“ seufzte er, aber seine Brust schütterte noch vor verhaltener Ausgelassenheit; eine rechte Erinnerung war's doch gewesen, war's geworden.

Berliner Verkehrsmittel. Das erste öffentliche Verkehrsmittel Berlins dürften die Sänften gewesen sein; Sänften von Privatleuten gab es gewiß schon vorher in Berlin, als öffentliches, jedermann zugängliches Beförderungsmittel wurden sie aber erst im Jahre 1688 eingeführt. Mit dem 1. Januar dieses Jahres wurden für Berlin 12 Sänften mit 24 Sänftenträgern zugelassen, die auf drei Standplätzen, am Schloßplatz, am Rathaus und auf dem Friedrichswerder, halten mußten. Die Benutzung einer Sänfte kostete 4 Groschen die Stunde, wer sie für den ganzen Tag benutzen wollte, hatte 20 Groschen zu bezahlen. Ein halbes Jahrhundert später kamen auch die Fiaker in Berlin auf. Nach einem besonderen Fiakerreglement vom 18. Januar 1740 kostete eine Fahrt innerhalb der Stadttore je nach der Entfernung 12 bis 16 Groschen. Die Aufsicht über die Fiaker hatte ein besonderer königlicher Wagenkommissarius. Im 19. Jahrhundert wurden dann in Berlin die Fiaker durch die Droschken verdrängt. Die ersten Droschken kamen im Jahre 1815 auf, um die Mitte des Jahrhunderts war aber deren Zahl schon auf rund 1000 gestiegen.

Berlin kann für sich den Ruhm beanspruchen, auf dem europäischen Kontinent den ersten Personendampfer als Verkehrsmittel eingeführt zu haben. Das war im Jahre 1818. Sein Anlegeplatz war die Spree in der Nähe der Zelte. Von dort aus konnten mit dem Dampfer Ausflüge unternommen werden. Während der ersten Zeit strömten jeden Sonntag große Scharen Berliner hinaus zu den Zelten, um das Schiff, das sich ohne Segel und ohne Ruderer fortbewegte, näher zu betrachten, und es fanden sich auch Ausflügler ein, die sich dem Ungetüm anvertrauten. Aber die Berliner wurden des Spreedampfers bald überdrüssig, weil er gar zu viel Spektakel machte, die Schiffsgäste wie die Zuschauer am Ufer mit Ruh und Feuerfunken bewarf und nur langsam vorwärts kam. Jedes Hundesuhrwerk fuhr schneller als dieser Dampfer. Die Schiffsgäste wurden mit allerlei Witzen über ihre verrückte Kleidung und über die „schnelle“ Beförderungsweise bedacht, und so wollte schließlich niemand mehr auf dem Schiff fahren. Schon nach wenigen Jahren wurde es aus dem Verkehr gezogen, zertrümmert und verkauft.

Die ersten Kremsler kamen im Jahre 1822 auf. Sie wurden rasch ein gern benutztes Verkehrsmittel. Als sie nicht mehr dem öffentlichen Verkehr dienten, blieben sie noch lange Jahrzehnte die Gefährte, die bei Landpartien wieder hervorgezogen wurden. Die erste Straßenbahn, zugleich die erste in ganz Deutschland, wurde in Berlin am 22. Juni 1865 dem Verkehr übergeben. Die Stadtbahn wurde im Jahre 1882 eingeweiht, die erste Autodroschke lief vor jetzt einem Vierteljahrhundert, im Jahre 1899, durch die Berliner Straßen.

Naturwissenschaft

Ein Tier, das nicht schläft. An der Universität Baltimore hat kürzlich eine Dame, Edith E. Nichols, Untersuchungen über die Beobachtbarkeit und das Schlafbedürfnis der Meerschweinchen angestellt. Sie bediente sich dazu einer Art von Registrierkäfigen, die so eingerichtet sind, daß Erschütterungen ihres Fußbodens durch Hebelwerke auf die Schrifthebel von Registriertrömmeln übertragen werden. Die Beobachtung erfolgte in unterirdischen Gewölben mit genügender Lüftung und Feuchtigkeit, in Dunkelheit und bei Beschränkung; Geräusche und Erschütterungen waren ausgeschaltet. Nur einmal am Tage betrat die Dame selbst die Räume, um Futter zu bringen und die Registrierstreifen zu erneuern. Atmen und ruhiges Kauen wurden nicht aufgezeichnet, wohl aber jede andere Bewegung. Man hat im allgemeinen den Eindruck, als seien die Meerschweinchen ganz besonders ruhige Tiere. Das ist aber ganz falsch. Unter den gewöhnlichen Verhältnissen freilich verbarren sie aus Furcht lange in bewegungsloser Stellung. Aber hier, wo alle äußeren Einflüsse ausgeschaltet waren, zeigten die Tiere eine fast unausgesetzte Tätigkeit. Ruhepausen traten von Zeit zu Zeit ein, dauerten aber nur drei bis vier Minuten. Von den 24 Stunden des Tages waren sie 20 bis 22 Stunden lang in Bewegung. Man kann also sagen, daß die Meerschweinchen eigentlich überhaupt nicht schlafen. Sie brachten ihre Zeit mit unaufhörlichem Fressen zu. Selbst wenn man sie in eine Tretnühle gesetzt hatte, so daß sie ordentlich abgearbeitet waren, sahen sie nachher in ihren Registrierkäfigen nur kurze Zeit mit geschlossenen Augen da, dann begannen sie aber eifrig zu fressen. Ob Tag oder Nacht, machte keinen Unterschied; auch die Schlafzeiten brachten keine Aenderung. Männchen und Weibchen verhielten sich gleichartig. Die längsten Ruhepausen waren zehn Minuten.

Vom Mondwurm. Der Mondwurm lebt zwar nicht auf dem Monde, dessen Ekstrakte keinem Lebewesen eine Daseinsmöglichkeit gibt, aber er steht doch mit dem Monde in einem engen geheimnisvollen Zusammenhang. Das Tier lebt, wie in „Reclams Unterwelt“ erzählt wird, in den Korallenriffen der Südpol, wo die Jahreszeiten den unfernen entgegengesetzt sind. Wenn bei uns die Herbststürme brausen, ist dort linder Frühling, und dann hält der Mondwurm Hochzeit. Aus den Gängen der Riffe kommt er an die Oberfläche. Diese Gesehler stoßen ihre ersten Leibesringe ab, während Keimstoffe sich zum Bunde eines neuen Lebens vereinen. Diese abgestoßenen Leibesreste nennt der Polynesier „Palolo“ und fängt sie sich seit altersher als wohlschmeckenden Lasterbissen an. Er weiß aber genau, daß es nur zwei Monate im Jahre gibt, in denen er den Palolo fangen kann, nämlich den Oktober und November. Das

Schwärmen der hochzeitmachenden Mondwürmer erfolgt in diesen beiden Monaten nur in der Nacht vor Vollendung des letzten Mondviertels mit eherner Gesetzmäßigkeit, ganz unabhängig von Wetter und Bewölkung. Es müssen irgendwelche Kräfte sein, die von der Mondphase ausgehen und auf die Würmer einwirken. Die Wissenschaft hat sich schon viel mit diesem Rätsel befaßt, ohne es aber bisher lösen zu können.

Himmelskunde

Tausend kleine Planeten. Von den meist zwischen Mars und Jupiter ihre Bahn ziehenden Asteroiden oder kleinen Planeten hat man bis jetzt mehr als 1000 entdeckt. Wie Ulrich Stenzel in der nunmehr wieder erscheinenden vorzüglichen „Astronomischen Zeitschrift“ mitteilt, betrug am 1. Juli 1923 die Gesamtzahl der nummerierten Asteroiden 995. Seither ist schon wieder eine Reihe neuer kleiner Planeten aufgefunden worden, so daß das erste Tausend dieser meist winzigen Körper nunmehr überschritten ist. Ueber die Gesamtzahl aller kleinen Planeten läßt sich selbstverständlich nichts sagen; wahrscheinlich ist sie außerordentlich groß. Ihre Entdeckungsgeschichte hebt genau mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts an; denn am 1. Januar 1801 entdeckte Piazzi in Palermo die Ceres. Damit war der in der großen Lücke zwischen Mars und Jupiter schon lange vermutete Körper aufgespürt. Aber schon im März 1802 entdeckte Olbers in Bremen den zweiten kleinen Planeten, die Pallas; 1804 fand Harding den dritten, die Juno, und 1807 wieder Olbers den vierten, die Vesta. Dann aber verstrichen fast vier Jahrzehnte, bis wieder ein kleiner Planet aufgefunden wurde. Ende 1845 entdeckte Hencke in Dresden den fünften, die Asträa. 1846 wurde kein weiteres Objekt gefunden, doch 1847 entdeckte Hencke den sechsten kleinen Planeten, die Hebe, und Hind den siebenten und achten, die Iris und die Flora. Von nun an begann durch systematische Beobachtungen eine ununterbrochene Reihe der Planetenentdeckungen, die vorläufig noch kein Ende gefunden hat. Die Zahl der alljährlich ermittelten neuen Himmelskörper stieg immer mehr und nahm dann nochmals mit Einführung der Himmelsphotographie bei der Jagd nach kleinen Planeten, d. h. seit 1891, einen bedeutenden Aufschwung, um schließlich im Jahre 1906 mit 42 Neuentdeckungen das Maximum zu erreichen. Seitdem ist die Zahl wieder etwas im Sinken, weil die helleren Körperchen nahezu alle bekannt sind. Je größer die Zahl der kleinen Planeten wird, um so schwieriger gestaltet sich naturgemäß auch die Bahnbestimmung, deren Kiesenarbeit das Astronomische Recheninstitut in Berlin-Dahlem zu bewältigen hat. Der Durchmesser der meisten Asteroiden beträgt weniger als 100 Kilometer, bei den kleinsten nur 5 bis 7 Kilometer. Am größten ist Ceres mit 768 Kilometer Durchmesser. Die Gesamtmasse aller bisher bekannten Asteroiden schätzt man auf ein Neunhundertstel der Erdmasse. Der erdnächste kleine Planet Eros ist im Mittel 67 Millionen Kilometer von der Erde entfernt und nähert sich mithin der Marsbahn. Die Umlaufzeit der meisten Asteroiden beträgt vier bis fünf Jahre.

Kulturgeschichte

Die „Rote Fahne“ von 1876. In Bernsteins „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ Band I findet sich eine fassliche Abbildung der ersten Seite der Probenummer der von Wilhelm Hasselmann in Barmen ins Leben gerufenen „Roten Fahne“, die als „Flugblatt zur Beförderung der Wahl von Arbeiterabgeordneten“ gedacht war. 13 Nummern, deren erste am 1. Oktober 1876 erschienen sollte, wurden in diesem Probeblatt angekündigt, die die Best für 50 Pfennig (bei Abholen), sonst 65 Pfennig liefern würde. Mitteilungen über größere Bezüge erbittet Hasselmann direkt; er wohnte damals noch in Berlin, Adalbertstraße. Im Herbst forderte er jedoch nach Barmen über, um zusammen mit Hermann Lange das dortige Parteiorgan zu redigieren. Bernstein urteilt über die damalige „Rote Fahne“: „Das sehr agitatorisch gehaltene Blatt fand auch in Berlin eine größere Anzahl Leser, zumal hier ein Teil der Genossen Hasselmanns Fortgang von Berlin irrtümlicherweise die Folge einer gegen ihn gerichteten Intrige ansah.“ Bis zum Herbst war Hasselmann Redakteur der „Vorläufer Freien Presse“ gewesen, deren erste Nummer bekanntlich am 1. Januar 1876 erschien. — Die Arbeit der „Roten Fahne“ ist damals nicht nutzlos gewesen; der Erfolg der Sozialdemokratie bei der Wahl am 10. Januar 1877 — in Berlin IV und VI glatter Sieg — hatte dann die bekannten Folgen. Hasselmann selbst war bei der Wahl durchgefallen und ließ die „Rote Fahne“ eingehen.

Heber die „rote Fahne“ als Symbol ist übrigens in dem Leipziger Hochverratsprozess gegen Liebknecht, Bebel und Pieper (März 1872) an Gerichtsstelle debattiert worden. Zur Verlesung war ein in Graz bei Gelegenheit der Gründung des Großen Arbeiterbildungsvereins „Vorwärts“ gesprochenes Gedicht gekommen, das den Refrain hatte: „Dem unsre Fahne ist rot!“ Auch in diesem Gedicht fand der Präsident „die Ziele der Partei ganz unverhüllt ausgeprochen“. Liebknecht und sein Verteidiger Freitag wiesen demgegenüber darauf hin, daß die „gewöhnliche“ (gemeinliche) Auffassung von „roter Republik“ und „roter Fahne“ nicht die ihrige sei, daß vielmehr die Farbe der „Menschenliebe“, der „Begeisterung“ darin verkörpert sei. Liebknecht sagte wörtlich: „Das Rot bedeutet dabei nicht Blut, sondern Gleichheit, und der Gebrauch der roten Fahne für die Demokratie als Symbol rührt aus der französischen Revolution her, wo sie als Gegensatz zur nationalen und bürgerlichen Tricolore diente.“ Daß er damit den Präsidenten und den Staatsanwalt nicht überzeugen konnte, ist wohl kaum nötig zu bemerken.